

Mit doppelter Kraft

Eva-Maria Atzerodt dirigiert Händels „Messiah“ im Ingolstädter Festsaal und setzt dabei gleich zwei Chöre ein

Von Jesko Schulze-Reimpell

Ingolstadt (DK) Manche Stücke halten viel aus. Der „Messiah“ von Georg Friedrich Händel etwa, mit seinem „Hallelujah!“ das wohl berühmteste Musikstück überhaupt. Uraufgeführt wurde es von lediglich einer Handvoll Musikern, später, in der Romantik, avancierte es zum Breitwandkoloss der Klassik, wurde mit Tausenden von Sängern auf die Bühne gebracht – mal sehr schnell gespielt, mal gefühlig-langsam. Große Symphonieorchester arbeiteten sich an dem Werk genauso ab wie sublimale Kammerensembles im Originalklang. Zum musikalischen Blockbuster (wie etwa das Verdi-Requiem) eignet sich das Oratorium aus dem Jahr 1742 aber eigentlich eher weniger, wenn man vom berühmten „Hallelujah!“ und ein paar anderen Stellen absieht. Dazu ist die Komposition letztlich doch zu intim, zu verinnerlicht.

Die Chorleiterin Eva-Maria Atzerodt hat nun dennoch eine leicht gigantomanische Version des „Messiah“ im Ingolstädter Theaterfestsaal aufgeführt. Wirklich groß besetzt war dabei der Chor. Atzerodt erreichte das, indem sie zwei Chöre, deren ständige Leiterin sie ist, zusammenlegte: den Motettenchor und den vielleicht besten Chor der Region, den Jugendkammerchor. Eine kluge Entscheidung, wie sich schnell herausstellte.

Denn die Chorpasagen klangen fantastisch. Allerdings anders, als man vorher erwarten konnte. Denn die rund 130 Sängerinnen und Sänger überwältigten keineswegs mit grotesker Lautstärke, übertönten niemals das ausgezeichnet aufgelegte Orchester La Banda. Vielmehr war die Klangbalance zwischen allen Mitwirkenden absolut perfekt. Natürlich hat das auch damit zu tun, dass Laienchöre auf der Bühne standen, die niemals die durchdringende



Leichtgängiges Riesenensemble: Rund 160 Musiker führen Georg Friedrich Händels „Messiah“ auf.

Foto: Schaffer

Schlagkraft von Profis haben. Ein Nachteil war die Auswahl der Laiensänger dennoch kaum. Denn die beiden Chöre agierten auf höchstem Niveau. Verblüffend, wie es Atzerodt gelang, diese Sängergruppen so flexibel, so agil, so textverständlich und beweglich und dynamisch agieren zu lassen. Dieser Chor hatte die Wärme, Homogenität und Fülle eines großen Chores und gleichzeitig die Präzision eines Kammerchors.

Gerade diese Leichtigkeit, dieses genau Abgezielte aller Phrasen ist immens wichtig für Atzerodts Interpretation. Denn (natürlich) stellt sich die Ingolstädter Chorleiterin in die Tradition der historischen Aufführungspraxis, wie sie einst von Nikolaus Harnoncourt (und vielen anderen) in den 1950er-

Jahren begründet wurde. Daher die Auswahl des Originalklang-Ensembles La Banda. Nun setzen Originalklang-Apologeten in der Regel eher kleine Kammerchöre ein. Umso wichtiger, dass Atzerodts fülliger Doppelchor so perfekt sang.

Ein erster Höhepunkt war mit „For Unto Us A Child Is Born“ erreicht. Mit hinreißender, hüpfender Leichtigkeit ließ Atzerodt den Chor die Melodie nehmen, indem das „Wonderful“ immer wieder optimistisch herausstrahlte. Eine swingende, luftige, durchaus zügig-mitreibende Nummer – und ein perfektes Vergnügen für das Publikum im nahezu ausverkauften Festsaal. Oder das „Hallelujah!“, das Atzerodt höchst durchdacht aufbaute, leise beginnend, dann etwas an-

schwellend und die Lautstärke wieder zurücknehmend, bis die Trompeten einsetzten und die Pauken für zusätzliche Erschütterung sorgten und der Chor zu gewaltigem Jubelgesang aufdrehte. Was für ein Ereignis!

Genau passend zu Atzerodts Intentionen musizierte das wunderbare Barockorchester, das über zwei grandiose Trompeter und einen wirklich feurigen Schlagzeuger verfügt.

Auch die Solisten passten hervorragend zu Atzerodts Gesamtkonzept. Sie wählte nämlich – anders als man vielleicht erwarten konnte – keineswegs besonders voluminöse Stimmen, sondern Sänger, die eher instrumental sangen. Am schlagkräftigsten war noch Michael Mogl, ein Tenor mit her-

vorragendem vokalem Material, das er allerdings noch geschmeidiger einsetzen könnte. Die Sopranistin Gerlinde Sämann überzeugte mit wohlklingendem Timbre, die Altistin Regine Jurda verfügt über eine trompetenhafte Tiefe. Der Bass-Bariton Andreas Burkhardt war besonders ein kluger Ausgestalter seiner Arien.

Nichts allerdings überwältigte so sehr wie die großen Chorzeneen. Und nichts erschütterte dabei so sehr wie das grandiose Ritardando, das Atzerodt am Ende der letzten Fuge im Amen inszenierte, eine Verlangsamung, in der drei Stunden Musik in einer einzigen schier endlosen Kunstpause kulminierten – um nach einem letzten Atemholen die Klänge im Fortissimo ausfließen zu lassen.

Mysteriöses Mädchen

Von Peter Zschunke

Mainz (dpa) Schmuttelkinde als heimliche Stars: „Die Fangemeinde rund um Streetart wächst stetig an“, sagt der Hamburger Experte Sebastian Hartmann. Einige Graffiti-Sprayer sind gefragt bei Galerien und Museen. Die meisten aber bleiben im Straßenraum, anonym und oft so rätselhaft wie der britische Streetart-Künstler Banksy. Ein Geheimnis umgibt auch die „traurigen Mädchen“, eine Motivserie, die in Mainz schon seit einigen Jahren die Fantasie der Betrachter bewegt. Bekannt ist nur, dass die Bilder von einer Frau gesprayt wurden.



Der Blogger Marcel Böhrer hat eine Karte mit allen Standorten und Fotos der „traurigen Mädchen“ erstellt. Sie erscheinen gehäuft in der Neustadt, aber auch in der Altstadt und sind vereinzelt bis Bingen und Nieder-Olm zu finden. Allen gemeinsam ist das schmale Gesicht mit spitzem Kinn und melancholischem Ausdruck, aber stets sieht das „traurige Mädchen“ etwas anders aus. Sein Blick wirkt mal nachdenklich, mal keck, mal unterstreicht er die Tristesse von urbanen Brachflächen und Mietshäusern.

Das Besondere daran sei die Variation, meint Sebastian Hartmann. „Die meisten Streetart-Künstler erstellen Schablonen eines Motivs, das immer gleich aussieht.“ Dass ein Motiv stetig variiert werde, kenne er sonst nur von den „Blue Heads“ aus Düsseldorf – verschobenen und chaotischen Köpfen und Gesichtern in Blau. Sonst überwiegen in der Straßenkunst oft ironische oder gar sarkastische Ansätze. „Von daher ist das ‚traurige Mädchen‘ schon außergewöhnlich.“

Foto: Zschunkeldpa

Theos geheimnisvolle Reise um die Welt

Das Theater Vollust zeigt „Der Weg zur Mitte“ im Ingolstädter Kap94

Von Andrea Hammerl

Ingolstadt (DK) Schon der muntere, lautstarke Einzugsamt rotum Drachen durch den Zuschauerraum verspricht eine interessante Theaterstunde. Es ist Neujahr in China, und da wird die Bestie mit Lärm vertrieben, erfährt Backpacker Theo (Jonathan Lesti) von seinem geheimnisvollen Reisebegleiter (Max Borschosch).

Der ist immer da, ganz gleich, wo Theo auf seinem „Weg zur Mitte“ als Nächstes landet. Ob er mit Schiff oder Flieger reist, zeigt Licht- und Tontechniker Louis Braun mit einem kleinen Schattenspiel an, das den Schauspielern Zeit gibt, sich für die nächste Szene umzuziehen. Denn Brain Ott, Latifa Lumb, Marie Strobl, Ameerah Lumb, Erkan Akyüriek, Miguel Ott, Alina Schuster, Lucia Nemeč und Raphael Mainka übernehmen jeder bis zu neun Rollen, müssen sich blitzschnell vom Chinesen in einen Maori-Krieger, von der Japanerin, die eben noch das Kirschblütenfest gefeiert hat, in eine fromme Philippina verwandeln, die sich am Karfreitag geißelt und für den Mann betet, der sich freiwillig ans Kreuz nageln lässt. Eine hochemotionale, ungeheuer intensive Szene, die surreal wirken würde, wenn nicht Theo wäre, der eingreifen will. Er sagt, was das Publikum empfindet: „Die geißeln sich ja – wir sind doch nicht mehr im Mittelalter.“ Hielte ihn sein Reisebegleiter nicht zurück, er würde die Zeremonie unterbrechen. „Du kannst doch nicht die Kreuzigung des Herrn stören“, mahnt



Die Aborigines in Australien retten Theo vor dem Verdursten. Foto: ahl

der Reisebegleiter und erklärt Theo, „der macht das freiwillig, das ist eine große Ehre“.

Wie viel Recherchezeit hinter den kurzen, meist nur wenige Minuten dauernden Szenen steckt, lässt sich nur erahnen. Theo lernt Land und Leute kennen, indem er überall einen besonderen Tag, ein Fest oder typische Traditionen miterlebt, Gastfreundschaft erfährt, in Afrika mit den Massai Rinderblut trinkt, in Australien von den Aborigines vorm Verdursten gerettet wird und in den USA im Weißen Haus eine Thanksgiving-Feier der besonderen Art erlebt. Auf der einen Seite sitzen US-Amerikaner, auf der anderen Mexikaner, zwischen ihnen lässt Präsident Trump eine Mauer errichten und sammelt das Geld dafür bei den Mexikanern ein.

Zu einem schlüssigen Ganzen verbinden sich die einzelnen Szenen nicht nur über den Backpacker und seinen Begleiter, sondern auch über verschiedene Requisiten, die Theo hier und da geschenkt bekommt,

andernorts weiterverschenkt und ein Gegengeschenk erhält – ohne dass dabei ein Automatismus entsteht. Das Didgeridoo beispielsweise beeindruckt die Massai, seine neue Heimat aber findet es in Syrien, um den Menschen dort Kraft zu schenken. Dass der Text teils etwas gestelzt wirkt, stört angesichts der Kürze der Szenen kaum. „Wenn die Schauspieler ins Stocken kommen sollten, dann liegt das nicht daran, dass sie ihren Text vergessen haben, sondern dass sie gerade nicht wissen, was sie sagen sollen“, hat Regisseurin Francesca Pane dem Stück vorausgeschickt. Denn es gibt nur die Szenenfolge, der Text wird mehr oder weniger spontan improvisiert. Wo die Reise endet, und welche Erkenntnis Theo daraus zieht, wird in der letzten Szene enthüllt.

Weitere Vorstellung heute im Kap94 (Westliche Ringstr. 90), Beginn 19.30 Uhr, Einlass 19 Uhr. Karten in der DK-Geschäftsstelle in der Mautstraße und an der Abendkasse.

Der Briefkasten der anonymen Dichter

Die Künstlerin Katharina Schweissguth sammelt Lyrik aller Art

Von Martina Scheffler

München (dpa) Katharina Schweissguth und ihre Mitstreiter haben eine Mission – „dass das Leben insgesamt etwas poetischer wird“. Erreichen will die Grafikerin aus München das mit ihrem Poesie-Briefkasten. Der hängt seit 2013 im Münchner Stadtteil Giesing, orangefarben, und nimmt alles entgegen, was die Menschen unter Lyrik verstehen. Jeder kann dort seine literarischen Werke einwerfen. Schweissguth sammelt die Texte, einem breiteren Publikum werden sie dann durch Aktionen in öffentlichen Raum nahegebracht: an U-Bahn-Stationen, auf einer Verkehrsinsel, im Männerwohnheim.

Schweissguth interessiert sich für Sprache, für die Darstellung von Poesie, und „hatte das Ge-

fühl, dass das oft etwas sehr Intimes ist“ – also schuf sie eine Möglichkeit, Gedichte anonym abzugeben. Ursprünglich als Projekt mit einer Stadtteilinitiative gestartet, stieß der Kasten bald auf Resonanz. Nach zwei Monaten zählte Schweissguth 60 Gedichte. Persönliche Worte der Hobby-Literaten veranlassen die Grafikerin, ein Treffen der Dichter zu veranstalten.

Auch heute noch gebe es einen harten Kern und einen eigenen Verein, berichtet die „Poesiebotin“. Aber auch neue Gesichter kämen hinzu. Waren es anfangs noch mehr Ältere, die ihre Werke dem Briefkasten anvertrauten, sind heute alle Altersgruppen vertreten, beobachtet Schweissguth. „Neulich kam ein Brief von einer ‚fast Zwölfjährigen‘, das ist schon ziemlich jung.“ Am anderen Ende der Skala dichtet eine 94-

Jährige. Und auch von der Bildung her unterscheiden sich die Poeten deutlich. „Wir wollen nichts Wissenschaftliches sein“, betont Schweissguth. Und so schickt zwar auch ein Deutschlehrer seine Verse, es findet sich aber beispielsweise auch ein junger Mann „ohne gute Ausbildung“, ständig auf Jobsuche, der darüber schreibt, wie er bei der Suppenküche ansteht.

Was motiviert die Menschen, ihre Texte einzuwerfen? Viele hätten schon immer geschrieben, erzählt Schweissguth, und beim Poesie-Briefkasten gehe es nicht darum, neue Lyrikgenies zu entdecken. Sondern darum, „rauszulassen, was an Lyrik in einem steckt“. Gezeigt werden die Gedichte dann etwa in einem literarischen Adventskalender in einer U-Bahn-Station, oder sie werden auf einer Verkehrsinsel an Bäume gehängt, wie die Grafikerin berichtet.

Mehr als 600 Gedichte sind inzwischen zusammengekommen, auch Dramatiker Franz Xaver Kroetz habe am Anfang ein „Exklusivgedicht“ geschickt. In einer Buchveröffentlichung sind auch Liedermacher Konstantin Wecker und Schriftsteller Friedrich Ani als Autoren aufgeführt. Verschiedene Sprachen sind vertreten, das meiste kommt auf Deutsch herein, aber auch Englisch ist dabei, Bairisch, Bulgarisch, Rumänisch, zweisprachig, je nach Herkunft. Beherrschendes Thema ist die Liebe, vor allem die unerfüllte, sagt Schweissguth. „Was mich persönlich sehr berührt: Die Menschen verarbeiten schwierige Situationen mit Poesie.“



Heute ist Welttag der Poesie: Seit 2013 sammelt Katharina Schweissguth in ihrem Poesie-Briefkasten Gedichte von Voll- und Teilzeitpoeten. Darunter befand sich auch Post von Friedrich Ani. Foto: Numa